

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 12 (1908-1909)
Heft: 8

Artikel: Die Fahrt nach der alten Urkunde
Autor: Sperl, August
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aufsätzen in Zeitschriften und Tagesblättern verwertete. Gerade Erzählungen mit lebendiger geschichtlicher Unterlage hätten seinem Talent entsprochen. Sein „Solbein“ ist dafür ein Beweis. Leider hat er sich zu einer ähnlichen zusammenhängenden Darstellung nicht mehr entscheiden können.

Zwei Jahre später ließ er dann „Sechshumoristische Novellen“ erscheinen, von denen die erste: „Lorenz, der Stadtpoet“, unbedingt den Vorzug verdient. Die übrigen fallen mehr ins Gebiet der Humoreske. Auch hier wird uns die scharfe Beobachtungsgabe deutlich, ein oft goldener Humor; aber wir entbehren die Gestaltungskraft. Der Humor im Einzelnen genügt nicht. Kelterborn mag das selbst empfunden haben. Wir begegnen ihm wenigstens auf diesem Gebiet nicht wieder. Seine letzte Novelle, „die Bora“, die kürzlich in der „Schweiz“ zum Abdruck gekommen ist, trägt durchaus ernsten Charakter.

Im Jahre 1905 erschien, vom Verein für Verbreitung guter Schriften herausgegeben, seine Erzählung „Höhere Mächte“, deren Hintergrund das Unglück beim Bau des Hauensteintunnels bildet. Für diese Erzählung wurde ihm noch im Todesjahr ganz besondere Anerkennung zu teil. Nun sammelte er auch seine Gedichte und Sprüche, die in alle Welt zerstreut waren. „Unter freiem Himmel“ nannte er die Sammlung, die auf vergangene Weihnachten herausgekommen ist.

Seine Sprüche sind von bleibendem Wert. Mit ihnen ist er am weitesten gedungen. Und wir werden ihnen immer wieder begegnen.

Kelterborns rastloses Arbeiten war wie sein Leben: ernst und aufrichtig, bescheiden und ungeziert, mit den höchsten Forderungen sich selber gegenüber, mit tiefem Gefühl, das sich hinter einem oft rauen Wesen barg, eine ehrliche Natur, immer schaffend und strebend. Nach seinem eigenen Wort:

Brauche deine Kraft und Stärke,

Aus dem Wirken werden Werke!

hat er gewirkt bis zu seiner letzten Stunde und seinem stillen Heimgang.

Die Fahrt nach der alten Urkunde.*)

Von August Sperl.

Ein schlichtes, feinsinniges Buch, das sich zusammensetzt aus einer Reihe stimmungsvoller und oft ergreifender Bilder aus den Geschicken eines Geschlechtes, dessen einzelne Zweige wir anlässlich der Reise, die einer aus dem Hause der Kerdern auf der Suche nach einer Familienurkunde angetreten hat, der Reihe nach und in oft grell kontrastierenden Verhältnissen kennen lernen. Schön und auf die Dauer fesselnd ist der Zusammenklang zwischen der wehmütvollen Betrachtung dessen, was einst gewesen, und dem kraftvollen Erfassen dessen, was da ist. Diese innere Stimmungseinheit ist der Ausdruck der Persönlichkeit des Erzählers und sein eigenstes, ungemein wohlthuendes Verdienst. Als Beleg geben wir die Episode „Beim Geschlecht Ältesten“.

*) E. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München. 9.—12. Auflage. Mf. 280, gebunden.

Von den „Herren im Walde“ war zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Zweig entsprossen, der lebte fern von der alten Heimat am Rande des Gebirges. Da es der älteste Sohn gewesen, der einstmal in Unmuth aus dem Hause seines strengen Vaters gegangen war, so wohnte jetzt auf dem entlegenen Gute der Älteste unseres Gesamtgeschlechts.

Auch dort suchten wir die alte Urkunde. —

Es war nicht weit zu gehen gewesen vom letzten Flecken. Wir standen vor einem großen Holzgarten, in dem gewaltige Stämme lagen. Mitten hindurch schoß ein reißender Gebirgsbach, aus einer schönen Gruppe von Erlen und Weiden tönte das Kreischen der Sägen, und im Hintergrunde, am Berge, lag ein behäbiges, schloßartiges Wohnhaus.

Wir stiegen die Freitreppe empor und fragten im kühlen Flur einen Knecht nach dem Herrn Baron.

„Der junge Herr Baron ist nicht zu Hause, aber der alte Herr Baron ist droben,“ sagte der Knecht.

„Dann melden Sie uns beim alten Herrn!“ erwiderte der Vater.

Der Mann sah uns verwundert an, ging dann die Stiege hinauf, winkte uns, schritt durch einen langen Korridor, machte vor einer Thüre halt, drehte sich rasch zu uns her, zeigte ein pfiffiges Gesicht und verschwand schnell.

Wir klopfen einmal, zweimal, dreimal. Endlich rief eine Baßstimme: „Herein!“

Wir standen in einem geräumigen, düsteren Gemache. An den Wänden hingen gekreuzte Schwerter und Hellebarden, alte, verdunkelte Gemälde, viele Jagdtrophäen. Ganz hinten in der düstersten Ecke saß auf einem Ledersofa an einem großen Ahornische ein Mann mit schneeweißem Haupthaare und Barte.

Der erhob sich voll Feierlichkeit und rief uns entgegen: „Ich heiße Sie willkommen! Ich wußte gar wohl, daß Ihre Ankunft erfolgen werde. Nehmen die Herren Platz!“

Dieser Empfang war ein recht freundlicher, und der Vater besann sich, ob eine förmliche Vorstellung unter solchen Verhältnissen überhaupt noch statthaft sei. Er zog es aber doch vor, seinen und meinen Namen zu nennen, und wollte gerade damit beginnen. Da erhob sich der Greis noch einmal und sagte mit seiner tiefen Stimme: „Tut nichts zur Sache. Sehen Sie sich nur.“

Er selbst saß auch schon wieder, und jetzt bemerkten wir, daß seine Augen seltsam glanzlos an uns vorüber ins Leere starrten.

Wir nahmen von zwei Stühlen Besitz, und es entstand eine Pause.

Wie schön doch der greise Mensch vor uns war. Wie edel war der Schnitt seines Antlitzes, wie groß und kräftig war die Gestalt des Achtzigjährigen, kaum ein klein wenig gebückt schien sie mir. Nur die Augen waren so glanzlos, ja die Augen waren blöde, wenn ich mir's recht gestand.

Vor dem Alten stand eine große Kaffeetasse. „Das ist ein Tag, das ist ein Tag!“ sagte er feierlich einmal über das anderemal und goß sich den schwarzen Trank aus der Kanne ein. Dann öffnete er eine geräumige Büchse und entnahm ihr eine Handvoll Zuckerstücke. „Daß ich den Tag erlebt habe!“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort und warf den Zucker in die Tasse. Jetzt rührte er die Brühe mit einem Löffel, nahm eine weitere Handvoll Zucker aus der Büchse, rührte und rührte und murmelte unverständliche Worte in den Bart. Zuletzt schauten die Zuckerbrocken über den Rand der Tasse empor, und der Vater, der gleich mir mit Grausen zugehört hatte, begann nun endlich mit seinem Anliegen herauszurücken.

Aber kaum hatte er die ersten Worte gesagt, da unterbrach ihn der Greis und sagte feierlich: „Tut nichts zur Sache! Ich weiß, Sie bringen mir die Bitte Seiner Majestät des Königs, ich solle meinen Hammer wieder anzünden. Seien Sie willkommen! Der Tag ist groß. Ein altes Geschlecht ohne Hammer. Zum Lachen . . .“

Der Vater schwieg und schaute mich bedeutsam an; der Greis murmelte Worte, die wir nicht verstanden, und rührte geistesabwesend in seiner Tasse herum.

Wir wollten uns entfernen; denn unsere Lage war sehr peinlich. Da ging die Türe auf, und ein Mädchen trat in das Zimmer. „Ach!“ rief sie. „Wer hat denn . . .?“

Der Vater stellte sich und mich vor. Der Alte aber richtete sich wieder stramm in die Höhe und sagte laut und sehr aufgeregt: „Tut nichts zur Sache! Sieh', liebe Maria, diese Herren kommen vom König von wegen des Hammers. Du weißt ja!“

Das Mädchen sah uns ängstlich an. Sie fürchtete wohl, wir möchten uns über den alten Mann lustig machen. Als sie aber meine ernste Miene wahrnahm und als der Vater sagte, es liege da gewiß ein Mißverständnis vor, gab sie uns unvermerkt mit bittenden Blicken ein Zeichen. Wir traten zurück, sie aber setzte sich auf das Sofa, legte ihre Hand auf den Arm des aufgeregten Greises und fragte ihn schmeichelnd: „Will Großvater, daß ich die Maschine hole?“

Der Mann hob seine runzelige Hand, strich kosend über das schöne Gesicht seiner Enkelin und lächelte.

Maria aber sprang auf und brachte aus der Nebenstube das ziemlich große Modell eines Eisenhammers, stellte es auf den Tisch vor den Alten und wandte sich dann zu uns: „Wollen die Herren mit mir in den Garten gehen? Großvater erlaubt es schon.“ „Nicht wahr?“ fragte sie den Greis, der mit zufriedenem Gesichtsausdruck vor dem Spielzeuge saß. „Tut nichts zur Sache,“ entgegnete er. „Der Hammer wird wieder angezündet. Ein altes Geschlecht und keinen Hammer . . . zum Lachen . . .!“ Und dabei ließ er aus

einem Behälter Sand auf die kleinen Schaufelräder des Werkes laufen, sie drehten sich rascher und rascher, die hölzernen Hämmerchen begannen zu pochen, und als sich die Türe schon wieder hinter uns geschlossen hatte, hörten wir immer noch die tiefe Stimme sagen: „Der Hammer wird wieder angezündet.“

Wir standen im Garten mit dem Mädchen. Sie sah uns traurig an und sprach: „Es tut mir immer weh, wenn Fremde meinen Großvater sehen. So lange ich denken kann, ist er nie anders gewesen. Aber früher, da war er bekannt weit und breit im Lande. Von allen Seiten kamen die Leute und schauten sich seine Eisenwerke an und fragten ihn um Rat. Das ist lange, lange her. Es ist dann eine böse Zeit über sein Haupt gegangen. Die kleine Hammerindustrie kam immer mehr zurück, allenthalben, nicht nur bei uns. Da mußte er sich endlich entschließen, seine Öfen auszulöschen und die großen Sägewerke einzurichten, die Sie sehen. Aber er hat die alte Zeit nie verschmerzen können — und namentlich seit er schwachsinzig geworden ist, glaubt er fest, daß sie wieder brennen werden. „Vergessen Sie das Bild und denken Sie an den kraftvollen Hammerherrn, von dem ich Ihnen erzählt habe,“ hat sie leise, „und nicht an den Greis!“

Die Nacht war angebrochen, als wir nach einem mehrstündigen Marsche vor der „Post“ des nächsten Städtchens standen. Maria hatte uns gesagt, ihr Vater bringe den heutigen Abend dort zu. Da könnten wir ihn am besten sprechen.

Eine Wagenburg war vor dem großen Hause aufgefahren. Alte Karossen, elegante, hochgebaute Jagdwagen, moderne Landauer, bescheidene Einspanner standen da im trüben Licht der Öllaternen. Das Haus war erleuchtet von unten bis oben, aus den weit geöffneten Fenstern zu ebener Erde drang lautes Stimmengewirr; in den oberen Stockwerken waren die Fenster geschlossen.

Der Landadel der Umgebung hatte sich heute in diesem Hause zusammengefunden, wie er es alle Wochen einmal zu tun pflegte.

Wir traten unter den Torbogen und fragten ein Schenkmädchen, das gerade eilig vorüberging, nach dem Herrenzimmer.

„Alles voll, heut' ist ja der Abend,“ rief sie. „Schauen's ins Rutscherzimmer, da ist noch Platz!“

Wir waren sehr hungrig und beschloßen, uns nicht lange zu besinnen und vorläufig anstatt zu den Herren zu ihren Rutschern zu gehen. Hernach konnten wir ja den Wetter in aller Gemütsruhe auffuchen.

„Ja, der Herr Baron ist schon droben,“ antwortete die Kellnerin auf unsere Frage. „Der bleibt noch lang sitzen.“

Bestäubt, wie wir waren, betraten wir das Rutscherzimmer. Wir legten

unsere Tasche in eine Ecke und schritten durch den Qualm der Stube auf einen Tisch zu, an dem noch einige Plätze frei waren.

Als wir uns setzten, hielten die glattrasierten Männer einen Augenblick in ihrer Unterhaltung inne und betrachteten uns.

Unser „Guten Abend“ wurde mit einem wohlwollenden Kopfnicken belohnt.

Man hatte uns geprüft, und nun kam auch das unterbrochene Gespräch wieder in Fluß.

Bescheiden und anspruchslos saß ich neben einem feisten Kutscher, der in gelb und blauer Livree saß, und machte meine Beobachtungen. Ich kannte keinen einzigen von all den Herren droben im Gesellschaftszimmer — aber mit welchen Manieren sich ein jeder durch sein Dasein zu bewegen gewohnt war, das glaubte ich in der Karikatur ganz genau an seinem Kutscher beobachten zu können. Ja, wenn ich zeitweise die Augen schloß oder mich in meinen Suppenteller vertiefte, dann war mir's fast, als säße ich mitten unter Herren. Denn da hieß es nicht „Christian“, „Johann“, „Xaver“, wenn einer den andern rief, sondern jeder trug den Geschlechtsnamen seines Gebieters, und es schwirrte hin und her von =heims, =burgs, =bergs, =ings, =ungs und =erns.

Man schien mit der Zeit meine stumme Höflichkeit wohlgefällig wahrgenommen zu haben, und mein gelbblauer Nachbar „Kerders“ beschloß, mich ins Gespräch zu ziehen. Herablassend fragte er, ob wir Reisende seien.

Ich bejahte ernsthaft.

In was wir denn machten?

„Der Herr neben mir in Geneanomie und Genealogie, ich in Heraldik und Sphragistik,“ erwiderte ich sehr höflich. Es entstand eine Pause.

Ob das gute Geschäfte seien? hieß es weiter.

Ich tat sehr verwundert, daß ihm die große Bedeutung dieser Branchen zumal in seiner Eigenschaft als Herrschaftsdiener nicht näher bekannt sei, und mein Nachbar schwieg wieder.

Ich biß mir auf die Lippen und fragte nach einer Weile, ob wir wohl seinen Herrn in unseren Angelegenheiten sprechen könnten.

Da hatte der Bediente sofort wieder seine alte Würde gefunden und sagte erhaben, daß er bestimmt wisse, sein Herr sei in diesen Artikeln hinreichend versehen. Er beziehe sie immer direkt von Wien.

Ich bezwang mich mit anerkennenswerter Energie und blieb ernsthaft.

Inzwischen hatte auch der Vater seine Mahlzeit beendet und gab nun unserm Nachbarn die Karten, damit er uns bei seinem Herrn melde.

Der nahm die kleinen Dinger in seine großen Hände, las die Schrift, besah uns, besah wieder die Schrift und machte sich dann langsam auf den

Weg. Aber solange ich ihn mit den Augen verfolgen konnte, schüttelte er sein dickes Denkerhaupt. Es war auch gar zu seltsam: er und sein Herr und wir bestäubte Landstreicher sollten einen und denselben Namen führen. Zu seltsam!

Droben vor der Türe des Herrenzimmers auf dem spärlich erleuchteten Korridore stand uns der Baron gegenüber und musterte uns von oben bis unten.

„Wir suchen eine alte Urkunde, die uns vielleicht wichtige Aufschlüsse über die Geschichte unseres Geschlechts zu geben vermag,“ sagte der Vater nach den einleitenden Worten.

„Bedaure, kann nicht dienen,“ schnarrte der Baron. „Würde auch derlei alte Dokumente nicht wohl aus den Händen geben.“

„Es handelt sich lediglich um familiengeschichtliche Forschungen,“ fuhr der Vater mit der Bähigkeit des Genealogen fort. „Unser Geschlecht ist vorzeiten aus Böhmen in die Oberpfalz eingewandert. Ist Ihnen darüber Näheres bekannt?“

„Ja, sollen aus Böhmen stammen,“ meinte der Baron und betrachtete uns wieder mißtrauisch. „Hab's schon gehört. Und Sie wollen also auch Herdern heißen, am Ende gar mit mir verwandt sein?“

Dabei prüfte er wieder unsere Kleider, die von Sonnenschein und Regen allerdings etwas arg mitgenommen waren, und — griff in die Tasche.

Der Vater, dem in seinem genealogischen Eifer diese Wendung völlig unerwartet kam, stand einen Augenblick sprachlos. Der Baron aber hielt uns nachlässig ein Geldstück hin.

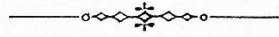
Da trat ich rasch einen Schritt vor, nahm ihm den halben Gulden aus den Fingern und lachte ihm hell auf und lustig ins Gesicht. Dann machte ich eine tiefe Verbeugung und sagte, noch immer lachend: „Schönen Dank, Herr Vetter, der kommt zum ewigen Gedächtnis an meine Uhrkette!“

Ich weiß nicht, was so sehr wirkte, war es mein Lachen oder waren es meine Worte. Aber die Wirkung war vollkommen. Der Baron verbeugte sich höflich und sagte: „Verzeihung, meine Herren, es ist hier sehr dunkel. Ich glaube, etwas Urgeß getan zu haben. Ich kann es wohl durch nichts mehr gut machen!“

„O ja,“ versetzte nun der Vater mit seinem Lächeln, „wenn Sie uns alles sagen, was Sie über unser Geschlecht wissen.“ — —

Wir haben nach diesem komischen Empfange einen sehr schönen Abend mit dem wohlthätigen Vetter verbracht, und er hat uns auch alles erzählt, was er von der Vergangenheit wußte. Aber es war nicht viel, und die alte Urkunde besaß er — nicht.

Den halben Gulden trage ich heute noch an meiner Uhrkette und schaue ihn oft mit stillem Behagen an. Wenn einer auf Geneanomie¹⁾, Genealogie, Heraldik und Sphragistik²⁾ reist, dann verdient er wohl selten einen halben Gulden. Uns aber war das Glück hold gewesen.



Aus Natur und Wissenschaft.

Schutz den Vögeln!

Von Dr. R. Bretschner.

Der bekannte Zoologe G. Jäger klagte vor Jahren: Die Natur und vor allem die belebte Natur ist als Quelle der Erholung und des Genußes mindestens ebenso viel wert als die Kunst. Ja, vielfach ist der Naturgenuß eine viel kräftigere und gesündere Speise als der Kunstgenuß, da sie nicht nur dem Gemüt, sondern auch dem Verstande Nahrung und Anregung bietet. Nun, wie sieht es aus mit den Opfern, die wir bringen? Wir zahlen einer einzigen Sängerin jährlich Tausende und bauen Sangespaläste mit Opfern von Millionen. Wo findet man sich aber bemüßigt, auch nur einige Hände zu rühren für die Sänger des Waldes, die uns gewiß nicht minder ergötzen können und nebenbei noch nützlich sind?

Glücklicherweise würde jetzt der große Naturfreund sich anders vernehmen lassen, wenn auch seine Beschwerde noch viel Berechtigung hat. Daß es nun anders geworden und anders zu werden scheint, ist das Verdienst des Freiherrn von Berlepsch in Kassel. Seine Ansichten über den Vogelschutz hat er in dem reich illustrierten Bändchen „Der gesamte Vogelschutz“ niedergelegt, der in sieben europäischen Sprachen erschienen ist und in immer weiteren Kreisen die verdiente Beachtung gewinnt.

Er geht aus von der Erwägung, daß es den Vögeln weniger an Nahrung, als an den passenden Nistgelegenheiten fehlt. Diese sind ihnen im Laufe der Zeit entzogen worden und dafür soll nun Ersatz geschaffen werden. Allerdings hat man ihnen vielfach Nistkasten geboten; aber sie wurden häufig nicht bezogen, weil sie nicht den Bedürfnissen der Vögel entsprachen. Für seine Maßnahmen stellt nun von Berlepsch den ebenso einfachen als richtigen Grundsatz auf, daß sie der Natur entsprechen müssen, wenn sie den gewünschten Erfolg zeitigen sollen. Nur die peinlichste Beobachtung der Natur kann den rechten Weg weisen, unsere Gefilde wieder mit den gesiederten Sängern zu beleben.

Seine Vorschläge beziehen sich nicht nur auf Vogelschutz, sondern gehen weiter; sie bezwecken positive Tätigkeit, unsere Lieblinge zu hegen und zu pflegen. Das kann geschehen, indem wir einmal in Wald, Sumpf und Feld nach Möglichkeit Bestände erhalten, die den Bedürfnissen der Vögel entsprechen. Es wäre so leicht, in einem wertlosen Winkel eines entwässerten Sumpfbodens das frühere Röhricht und die ursprünglichen Wasserpflanzen bestehen zu lassen als Zufluchtsort für die Wasservögel, die ohne dieses zum

¹⁾ Lehre von den im Wesen der Geschlechts- und Stammesgenossen zum Ausdruck kommenden Naturgesetzen.

²⁾ Siegelkunde.